

Gesellschaftlicher Umbruch und seine Konsequenzen für die individuelle Lebensbewältigung¹

von Heiner Keupp

4 | Diskurs

Eine ökologisch zukunftsfähige Gesellschaft ist eine pluralistische Gesellschaft. Sie weist einen Reichtum menschlicher Möglichkeiten auf, räumt unterschiedlichen Menschen die Freiheit ein, die ihnen zusagende Möglichkeit zu leben, und verbindet diese Freiheit, indem sie sie allen gewährt, mit sozialer Fairness und Gemeinsinn. (...) Die Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft müssen sich ändern. Es sind nicht mehr länger die Gesellschaft und ihre Bürgerinnen und Bürger, die sich wie Planeten um das Zentrum Staat drehen, sondern umgekehrt: Bürger und Gesellschaft rücken ins Zentrum, und dem Staat obliegt die wichtige Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Finanzmittel so eingesetzt werden, dass sich das soziale Kapital vermehrt.“
Quelle: Zukunftsfähiges Deutschland (hg. Misereor/BUND)

Gesundheitliche Indikatoren geben uns nicht zuletzt auch Hinweise auf Entwicklungsprozesse in einer Gesellschaft und das lässt sich in seiner Spezifik am besten mit der berühmten Ottawa-Charta aufzeigen. Dort heißt es:

„Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen“.

Sozialwissenschaftliche Gesundheitsforschung hat mit einer solchen Formulierung eine tragfähige Basis gefunden, die sowohl empirische Plausibilität auf ihrer Seite hat, als auch einen wichtigen normativen Bezugspunkt setzt. Für diesen könnte ich auch den Begriff *Empowerment* setzen oder *Ermütigung zum aufrechten Gang*. Die Ottawa-Charta begründet vor allem die Perspektive einer gesundheitsbezogenen Gestaltung des Sozialen, die es ermöglicht, das Thema Gesundheit und Gesundheitsförderung aus der Dominanzkultur der Biomedizin herauszuführen.

Mein Vortrag ist von der Ottawa-Charta inspiriert und möchte vor allem eine allgemeine These untermauern:

In einer individualisierten und kosmopolitisch geprägten Gesellschaft brauchen die Bürgerinnen und Bürger vermehrt die Fähigkeit zur *Selbstorganisation* und *Selbstsorge*. Gesundheits- und Umweltpolitik haben die Aufgabe, diese Fähigkeit im Sinne des Empowerment-Prinzips zu fördern. Selbstorganisation und Selbstsorge gelingt am besten in sozialen Netzwerken, deshalb heißt Gesundheitsförderung auch immer Netzwerkförderung. Das dadurch erzeugte soziale Kapital stellt eine zentrale Bedingung für eine zukunftsfähige Stadtgesellschaft dar. Kommunale Politik sollte es sich zur zentrale Aufgabe machen, durch eine aktivierende Politik Bürgerinnen und

Bürger zur Selbstgestaltung anzuregen. Dies bedeutet die Überwindung der noch bestehenden Reste obrigkeitlich-staatlicher Verwaltung und der weit verbreiteten Dienstleistungsmentalität.

0. Ausgangsthesen

1. Gesundheit und Krankheit sind Natur und Gesellschaft zugleich und nur als komplexes Produkt des Zusammenspiels von Natur und Sozialem begrifflich. Gleichwohl werden Gesundheit und Krankheit oft auf ihre naturhafte Seite reduziert und gegenwärtig erleben wir eine Re-Naturalisierung der Diskurse über Gesundheit und Krankheit. Das ist umso erstaunlicher, als wir gerade gegenwärtig eine Reihe gut begründeter empirischer Befunde haben, die dem Sozialen für die Entstehung von Krankheit und Gesundheit einen zentralen Platz in ihrer Erklärung zuweisen.
2. Sozialepidemiologische Befunde weisen mit bemerkenswerten Daten darauf hin, dass Bevölkerungsgruppen mit hohem sozialen Status in allen Lebensphasen eine deutlich geringere Krankheitsbelastung und einen deutlich besseren subjektiven Gesundheitszustand aufweisen als Bevölkerungsgruppen mit niedrigem Sozialstatus. Materielle, soziale und symbolische Ressourcen sind nicht nur für den Zugang zu gesellschaftlichen Gütern und Chancen relevant, sondern entscheiden auch mit über den Gesundheitszustand von Menschen. Gesundheit, als das „höchste Gut“ in der Wertschätzung der Menschen in hochindustrialisierten Ländern, ist in den reichen Ländern des Westens höchst ungleich verteilt. Gesundheitspolitik ist deshalb immer zugleich auch Sozial-, Bildungs- und Umweltpolitik.
3. Salutogenetisch inspirierte Studien zeigen in eindrucksvollen Daten, dass Gesundheit und Krankheit von der Ressourcenmobilisierung, die für eine Person möglich ist, entscheidend abhängt. Von besonderer Bedeutung ist die Ressource Sinn und ihre handlungsaktivierende Seite. Menschen, die in ihrer Welt Sinn und Aufgaben erkennen und wahrnehmen können, bewältigen Belastungen und Krisen in einer individualisierten „Risikogesellschaft“ deutlich besser.

4. In der Debatte um die „Zivilgesellschaft“ und um „bürgerschaftliches Engagement“ rückt immer häufiger der Begriff „soziales Kapital“ ins Zentrum. Er fasst auf der gesellschaftlichen Aggregatebene gesundheitsförderliche Potentiale zusammen. Robert Putnam versteht darunter „den Bestand an sozialem Vertrauen, Normen und

¹ *Veränderte Fassung eines Vortrags bei dem Führungsworkshop des Referats für Gesundheit und Umwelt der Landeshauptstadt München im Kloster Seon am 19.07.2003*

Netzwerken, auf den sich Menschen bei der Lösung gemeinsamer Probleme beziehen können. Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements sind eine unentbehrliche Form sozialen Kapitals und je dichter diese Netzwerke sind, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass Mitglieder einer community mit wechselseitigem Gewinn zusammenarbeiten werden“ und – so lässt sich ergänzen – desto besser ist der durchschnittliche Gesundheitszustand.

In der Einleitung zu dem wichtigen Buch „Kranke Gesellschaften“, in dem Richard G. Wilkinson (2001) den Versuch unternimmt, die Gesundheitsbilanzen von ganzen Gesellschaften mit dem jeweiligen Bestand an sozialem Kapital zu erklären, entwirft der Grazer Sozialmediziner R. Horst Noack das Szenario der gesundheitlichen Entwicklung einer fiktiven Gesellschaft:

„Stellen wir uns ein nicht allzu fernes Land vor, in dem eine Gesellschaft lebt, die für ihre ausgewogene Einkommensverteilung bekannt sei. In dieser fiktiven Gesellschaft fühlen sich die meisten Menschen gerecht behandelt und solidarisch miteinander verbunden. Sie befürworten die geltenden Normen und Regeln der sozialen Ordnung und nehmen die ihnen auferlegten Anforderungen und Belastungen überwiegend als Herausforderungen wahr. Sie setzen größeres Vertrauen in die gesellschaftlichen Institutionen, dass diese im Interesse aller Menschen handeln, und sie blicken zuversichtlich in die Zukunft. In einer solchen Kultur relativ geringer Ungleichheit und relativ starken sozialen Zusammenhalts sind die Lebenschancen der Bevölkerung vergleichsweise günstig und die Gesundheitsrisiken und Gewaltpotenziale begrenzt. Ein Großteil der Menschen ist gegenüber schädigenden Umwelteinflüssen und Stressbelastungen resistent, entsprechend positiv schätzen viele ihre Lebenspotentiale und Gesundheitskompetenzen ein. Ein beträchtlicher, insgesamt wachsender Teil der Bevölkerung nimmt aktiv am sozialen und öffentlichen Leben teil, praktiziert einen gesundheitsförderlichen Lebensstil und bewältigt psychosoziale und Krankheitsbelastungen weitgehend gesundheitsgerecht. Seit einer Reihe von Jahren steigt die durchschnittliche Lebensspanne der Menschen und lässt sich ein beträchtlicher Rückgang der Todesrate für chronische Krankheiten und Gewalteinwirkungen beobachten. Wie Vergleichsstudien mit anderen Ländern ergeben, haben deutlich weniger Menschen Gefühle von

Inferiorität, Scham, Angst und Inkompetenz. Das Ausmaß von Alkohol-, Drogen- und Medikamentenkonsum ist geringer, aggressive Verhaltensmuster wie Suizid, Gewalt und Verbrechen sind seltener“ (Noack 2001, XIV).

In diesem Szenario ist unser aktuelles Wissen über soziales Kapital und seine Auswirkungen auf Gesundheit idealtypisch gebündelt und sollte Basis für Gesundheitspolitik werden, aber dieses Ressort wird ja noch immer fast ausschließlich als „Krankheitspolitik“ betrieben.

5. Kommunale Gesundheits- und Umweltpolitik braucht die aktiven Bürgerinnen und Bürger und soll ihnen zugleich förderliche Rahmenbedingungen für Selbstgestaltung vermitteln. Sie muss Teil einer integrierten Stadtpolitik sein, in der Gesundheit und Umwelt nicht von der Gestaltung des Sozialen, der Bildung oder der Kultur sektoral abgekoppelt werden. Die gemeinsame Förderung von bürgerschaftlichem Engagement könnte eine Synergieperspektive bilden. Davon profitieren nicht nur die gesamte Kommune, sondern auch die Gesundheitsförderung, die Prävention und nicht zuletzt auch die Projekte der Agenda 21.

„Eine Polis, in der sich jeder auf die richtige Art um sich selbst kümmern würde, wäre eine Polis, die gut funktionierte; sie fände darin das ethische Prinzip ihrer Beständigkeit“ (Foucault 1985, S. 15).

1. Wohin entwickelt sich unsere Gesellschaft?

Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Subjekte. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ bezeichnet hatte. Diese Grundannahmen hatten sich zu Selbstverständlichkeiten in unseren Köpfen verdichtet.

Wenn wir sicher wüssten, was uns die künftigen gesellschaftlichen Entwicklungen in diesem globalisierten, digitalisierten Kapitalismus bringen werden, dann könnten wir entsprechende Lernprozesse im klassischen curricularen Sinne organisieren. Auch wenn wir diesen gesellschaft-

lichen „Heilsplan“ nicht kennen, können wir doch im Sinne der „Streitschrift Zukunftsfähigkeit“ des Bundesjugendkuratoriums vom 17.12.2001 davon ausgehen, „dass die Gesellschaft der Zukunft

- eine *Wissensgesellschaft* sein wird, in der Intelligenz, Neugier, lernen wollen und können, Problemlösen und Kreativität eine wichtige Rolle spielen;
- eine *Risikogesellschaft* sein wird, in der die Biographie flexibel gehalten und Identität trotzdem gewahrt werden muss, in der der Umgang mit Ungewissheit ertragen werden muss und in der Menschen ohne kollektive Selbstorganisation und individuelle Verantwortlichkeit scheitern können;
- eine *Arbeitsgesellschaft* bleiben wird, der die Arbeit nicht ausgegangen ist, in der aber immer höhere Anforderungen an den Menschen gestellt werden, dabei zu sein;
- eine *demokratische Gesellschaft* bleiben muss, in der die Menschen an politischen Diskursen teilnehmen und frei ihre Meinung vertreten können, öffentliche Belange zu ihren Angelegenheiten machen, der Versuchung von Fundamentalismen und Extremen widerstehen und bei allen Meinungsverschiedenheiten Mehrheitsentscheidungen respektieren;
- als *Zivilgesellschaft* gestärkt werden soll, mit vielfältigen Formen der Partizipation, Solidarität, sozialen Netzen und Kooperation der Bürger, egal welchen Geschlechts, welcher Herkunft, welchen Berufs und welchen Alters;
- eine *Einwanderungsgesellschaft* bleiben wird, in der Menschen verschiedener Herkunft, Religion, Kultur und Tradition integriert werden müssen, vorhandene Konflikte und Vorurteile überwunden und Formen des Miteinander-Lebens und –Arbeitens entwickelt werden müssen, die es allen erlauben, ihre jeweilige Kultur zu pflegen, aber auch sich wechselseitig zu bereichern“ (Bundesjugendkuratorium 2001, 17f.).

Ich ergänze diese Liste noch durch zwei weitere Stichworte:

- Die Gesellschaft, in der wir leben ist auch eine *Erlebnisgesellschaft*, in der immer mehr Menschen ihre Selbstentfaltungswünsche im Hier und Heute verwirklichen wollen und auf der Suche nach Lebensfreude und Authentizität sind.
- Ø Die Gesellschaft, die sich immer mehr abzeichnet, wird auch eine globalisierte, kapitalistische *Netzwerkgesellschaft* sein, die

Gesellschaftlicher Umbruch und seine Konsequenzen für die individuelle Lebensbewältigung

Heiner Keupp

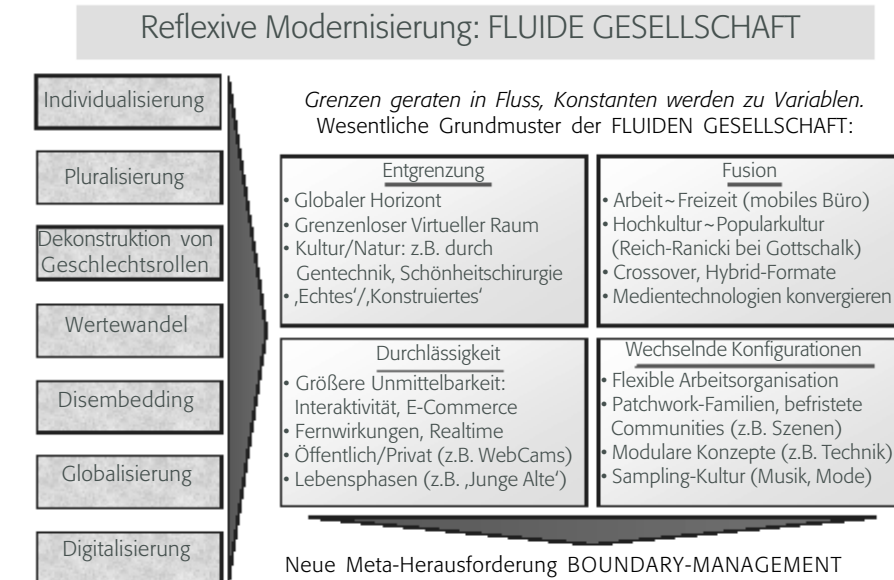
6 | Diskurs

sich als Verknüpfung von technologischen und ökonomischen Prozessen erweist.

Einer der interessantesten Analytiker der Gegenwartsgesellschaft ist Manuel Castells, der in einer großangelegten Analyse die gesellschaftlichen Transformationen der Weltgesellschaft in den Blick genommen hat (Castells 1996; 1997; 1998). Er rückt die elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten ins Zentrum seiner Globalisierungstheorie. Sie hätten zum Entstehen einer „network society“ (so der Titel des ersten Bandes der Castells'schen Trilogie) geführt, die nicht nur weltweit gespannte Kapitalverflechtungen und Produktionsprozesse ermöglichen würde, sondern auch kulturelle codes und Werte globalisiert. Für Castells bedeutet „die Netzwerkgesellschaft einen qualitativen Wandel in der menschlichen Erfahrung“ (1996, 477): Die Konsequenzen der Netzwerkgesellschaft „breiten sich über den gesamten Bereich der menschlichen Aktivität aus und transformieren die Art, wie wir produzieren, konsumieren, managen, organisieren, leben und sterben (Castells 1991, 138).“

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns eine „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statisches und Stabile zu verabschiedet ist.

Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die alltäglichen Lebensformen der Menschen heute prägen, dann knüpfe ich an dem Gedanken des „disembedding“ oder der Enttraditionalisierung an. Dieser Prozess lässt sich einerseits als tiefgreifende Individualisierung und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglicher Vorstellungen von Normalität und Identität. Klar ist, dass die Grenzüberschreitungen nicht mehr das Devianzproblem darstellen, sondern sie beginnen zur Normalerfahrung unserer globalisierten Netzwerkgesellschaft zu werden. Andererseits sind die Freiheiten des Einzelnen nicht grenzenlos. Er muss seine Grenzen selbst einziehen, er muss Grenz-



verändert nach Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.*

management betreiben und dabei gibt es die neuen normativen Eckpunkte der (Hyper-)Flexibilität, der Fitness und der Mobilität, die nicht straflos vernachlässigt werden dürfen.

Als ein weiteres Merkmal der „fluiden Gesellschaft“ wird die zunehmende Mobilität benannt, die sich u.a. in einem häufigeren Orts- und Wohnungswechsel ausdrückt. Die Bereitschaft zu diesen lokalen Veränderungen folgt vor allem aus der Logik der Arbeitsmärkte, die ein flexibles Reagieren auf veränderte Marktbedingungen erfordert und die immer weniger beständige

Betriebszugehörigkeiten sichert. Der „flexible Mensch“ (wie ihn Sennett 1998 beschrieben hat) – so jedenfalls die überall verkündete Botschaft – muss sich von der Idee der lebenslangen Loyalität gegenüber einer Firma lösen, er muss sich in seinem Arbeitsmarktverhalten an die ökonomisch gegebenen Netzwerkstrukturen anpassen. Das ist die Botschaft der vom Einzelnen geforderten geistigen, seelischen und körperlichen „Fitness“: Sei bereit, dich auf alles einzulassen!

MOBILITÄT: Leben in Bewegung

➔ In der Fluiden Gesellschaft stellt Beweglichkeit eine zentrale *Anforderung*, aber auch *Chance* dar.

„Unterwegs sein“ als Synonym für Flexibilität und Erlebnissuche
Besonders in den jungen Segmenten der Gesellschaft wird sich mobil sein, nicht nur in räumlicher sondern auch in biographischer, beruflicher, geistiger und sozialer Hinsicht als Wert an sich weiter etablieren.

Mobilisierung der Alltagswelt:
Transportable m iniaturisierte Module und Tools verleihen Unabhängigkeit.

Auch für ältere Menschen gehört ‚mobil sein‘ immer mehr zu einem modernen Selbstverständnis.

- Mobile Online-Dienste per Handy, Telematik im Automobilbereich
- ‚Wearables‘ im Bekleidungsbereich für die Technomaden des 21. Jahrhunderts
- Steigendes Interesse für Neuwagen, an Reisen, Weiterbildung, Senioren-Universitäten, Internet.

Quelle: Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.*

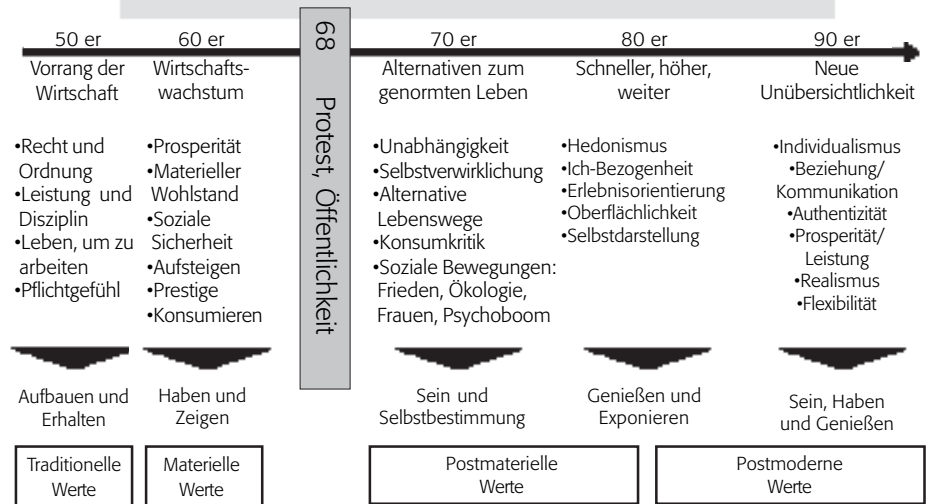
Individualisierung, Pluralisierung, Flexibilität und Mobilität gehören also immer mehr zu den Normalerfahrungen in unserer Gesellschaft. Sie beschreiben strukturelle gesellschaftliche Dynamiken, die die objektiven Lebensformen von Menschen heute prägen.

2. Pluralisierte Vorstellungen vom „guten Leben“: Wertewandel, Lebensstile und Milieus

Unsere Vorstellungen vom „guten Leben“, also unsere zentralen normativen Bezugspunkte für unsere Lebensführung, haben sich in den letzten 50 Jahren grundlegend verändert. Es wird von einer „kopernikanischen Wende“ grundlegender Werthaltungen gesprochen: „Dieser Wertewandel musste sich in Form der *Abwertung* des Wertekorsetts einer (von der Entwicklung längst ad acta gelegten) religiös gestützten, traditionellen *Gehorsams- und Verzichtsgesellschaft* vollziehen: Abgewertet und fast bedeutungslos geworden sind 'Tugenden' wie 'Gehorsam und Unterordnung', 'Bescheidenheit und Zurückhaltung', 'Einfühlung und Anpassung' und 'Fester Glauben an Gott'“ (Gensicke 1994, 47). In der Untersuchung von Barz et al. (2001) wird dieser Wertewandel so schematisiert:

Diese Entwicklung des Wertewandels in der Nachkriegszeit lässt sich zu einem typischen Dreischritt-Modell verdichten, das sich auch sehr gut eignet, um aufzuzeigen, wie sich im Gefolge dieser säkularen Werteverchiebung auch die Vorstellungen von Identität verändern:

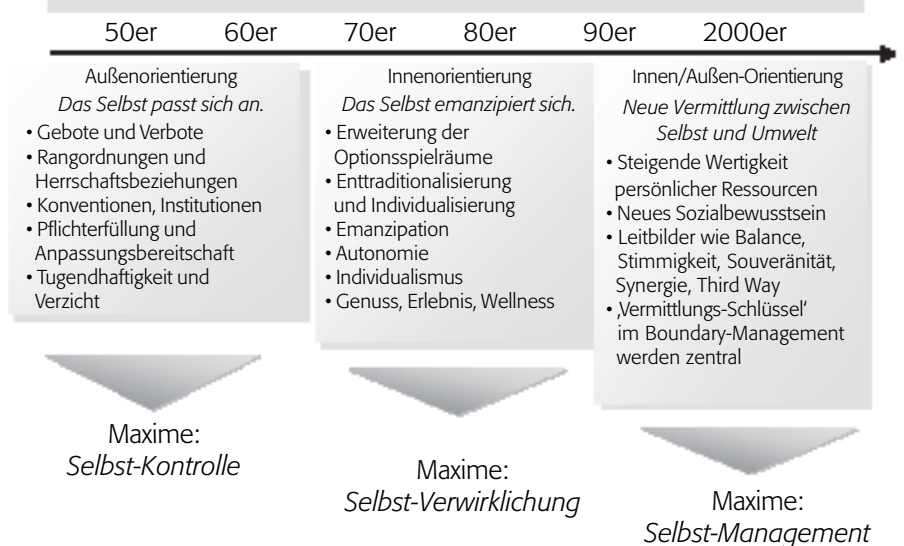
Entwicklungen im Bereich der Werte 1950 - 2000



Trend zur INDIVIDUALISIERUNG und PLURALISIERUNG

Quelle: Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.*

FUTURE VALUES: Dreischritt im Wertewandel



Quelle: Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.*

Gesellschaftlicher Umbruch und seine Konsequenzen für die individuelle Lebensbewältigung

Heiner Keupp

8 | Diskurs

Deutlich wird, dass das aus traditionellen Bindungen freigesetzte Individuum nicht frei ist, sich selbst zu entwerfen, sondern in hohem Maße auf Ressourcen angewiesen ist, deren

Verfügbarkeit oder Zugänglichkeit über die Zukunftsfähigkeit der eigenen Lebensprojekte entscheidet.

RESOURCING: Persönliche Ressourcen werden zentral



Die fortschreitende *Individualisierung der Gesellschaft* geht mit neuen Herausforderungen an das Innere einher: Man muss mehr aus sich selber schöpfen.

Mobilisierung persönlicher Ressourcen - in Bauch, Herz und Hirn
Sowohl sozialer Erfolg, als auch persönliche Erfüllung zunehmend an das Aktivieren und Einsetzen individueller Potenziale gebunden: geistige, körperliche, emotionale und soziale.

Eigenverantwortliche Selbstpflege und Selbstoptimierung in jeder Hinsicht wird ein vitales Thema.

Empowerment: Unterstützung bei der Erschließung und Steigerung eigener Ressourcen und ‚Energiequellen‘ ist sehr gefragt

Aufwertung intuitiver Kräfte als Lebenskompass

- Permanente Humankapitalbildung durch lebenslanges Lernen
- Präventives Gesundheitsmanagement
- Selbstachtsamkeit und bewusste Seelenpflege
- Berater- und Coaching-Boom in vielen Bereichen
- ‚Soft skills‘ wie Emotionale Intelligenz, Instinkt und Kreativität gewinnen wesentliche Bedeutung.
- ‚Weisheit‘ und Intuition kompensieren das zunehmende Nichtwissen in der Informationsgesellschaft.

Quelle: Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.*

Aber wenn die Ressourcenperspektive bei dieser Dimension persönlich zurechenbarer Ressourcen stehen bliebe, dann hätte sie diese wichtige Perspektive ideologisch halbiert und psychologisch verkürzt. Barz et al. (2001) thematisieren neben einer Reihe weiterer Grundorientierungen auch das „neue Sozialbewusstsein“, ein Konstrukt, in dem das

Geflecht sozialer Beziehungen, in das ein Subjekt eingebunden ist und das es durch aktive Beziehungsarbeit erhält und weiter ausbauen kann, einen zentralen Stellenwert einnimmt. Das „soziale Kapital“ benennt diesen an Bedeutung zunehmenden Bereich des „Lebens im Netz-Werk“.

NEUES SOZIALBEWUSSTSEIN: Leben im Netz-Werk



In der fluiden Netzwerk-Gesellschaft stellt sich *Sozialität* zunehmend als *Lebensgrundlage* heraus, die gestaltet und gepflegt werden muss (Netz-Werk).

Wachsende Aufmerksamkeit für ‚soziales Kapital‘
Sei es in Form tragender persönlicher Beziehungen oder in Form von ‚Connections‘, strategischen Allianzen und Seilschaften, sei es privat oder beruflich.

Beziehung und Kommunikation treten in den Vordergrund.

Umorientierung auf soziale Werte, auch als Gegenpol zu neoliberaler Verunsicherung und Vereinsamungsgefahr.

Bedürfnis nach punktueller Gesellung mit Gleichgesinnten (Vermittlung von Teilhabe, Bestätigung, Synergie) -aber autonom, offen und unverbindlich.

- Organisationen bemühen sich um ihre ‚Kommunikations-Kultur‘
- Soziale Kompetenzen sind Karriere-Schlüssel
- Alumni-Welle an deutschen Universitäten: für Corporate Spirit und Sponsoring.
- Hoher Stellenwert von Freundschaft, Vertrauen, Geborgenheit und Familie
- Partnerschaftliches Beziehungsideal: Sich gegenseitig den Rücken frei halten, damit jeder sein Lebensprojekt verwirklichen kann.
- Settings gefragt: Clubs, Salons, Lounges, Events, Online-Foren etc.
- ‚Wahlverwandtschaften‘: Interessengruppen, Szenen, Online-Communities, Selbsthilfegruppen

Quelle: Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.*

3. Soziales Kapital mehren

Was aber ist denn nun „soziales Kapital“ genau? Darunter versteht James Coleman: „Soziales Kapital ist das gesamte Sortiment an gesellschaftlichen Mitteln, auf die ein Individuum zurückgreifen kann, um mit ihrer Hilfe ein Ziel zu erreichen. Diese gesellschaftlichen Hilfsquellen bestehen aus Vertrauen (und der Vertrauenswürdigkeit, auf der dieses gründet), dem Netz an Verpflichtungen, die man, wenn nötig, in Anspruch nehmen kann, dem allgemeinen Einvernehmen, das effiziente Zusammenarbeit ermöglicht, und anderen in sozialen Beziehungen verankerten Aktivposten“ (99).

Erstmals aufgetaucht ist der Begriff 1916 bei einem heute so gut wie vergessenen jungen fortschrittlichen Lehrer und Sozialreformer aus den USA mit Namen Lyda Judson Hanifan. Er war nach dem Studium in seine Heimat West-Virginia zurückgekehrt und er beobachtete die Folgen der Industrialisierung voller Sorgen. Er sah einen Verfall der ländlichen Gemeinschaftsformen. Und er machte sich Gedanken, wie man gegensteuern könnte. Er prägte den Begriff „Sozialkapital“, um die Bedeutung von Gemeinschaftsengagement und demokratische Potentiale benennen zu können. Nach Hanifan bezieht sich Sozialkapital auf „jene greifbaren Eigenschaften, auf die es im Alltag der Menschen am meisten ankommt, nämlich guter Wille, Gemeinschaftsgeist, Mitgefühl und geselliger Austausch zwischen den Einzelnen und den Familien, aus denen sich eine gesellschaftliche Einheit zusammensetzt ... In gesellschaftlicher Hinsicht ist der Einzelne hilflos, wenn er auf sich selbst gestellt ist ... Wenn er in Kontakt mit seinen Nachbarn kommt und beide wiederum mit weiteren Nachbarn, sammelt sich Sozialkapital an, mit dem sich seine gesellschaftlichen Bedürfnisse unmittelbar befriedigen lassen. Möglicherweise reicht dieses soziale Potential auch für eine substanzielle Verbesserung der Lebensbedingungen der gesamten Gemeinschaft aus“ (zit. nach Putnam 2001, 16f).

Und weiter überlegt er: „Die ganze Gemeinschaft wird von der Zusammenarbeit ihrer Teile profitieren, und der Einzelne wird infolge seiner Verbindungen Vorteile wie Hilfeleistungen, Mitgefühl und den Gemeinschaftsgeist seiner Nachbarn erfahren ... Wenn die Menschen in einer Gemeinschaft miteinander vertraut und ihnen gelegentliche Versammlungen für Unterhaltungszwecke, zum geselligen Austausch oder zum persönlichen Vergnügen zur Gewohnheit geworden sind, kann dieses Sozialkapital durch

geschickte Führung leicht zur allgemeinen Verbesserung der Wohlfahrt der Gemeinde eingesetzt werden“ (ebd., 17).

In einem vielbeachteten Aufsatz hat der amerikanische Sozialwissenschaftler Robert Putnam für die USA das „bowling alone“-Phänomen diagnostiziert und damit eine besorgniserregende Abnahme des „sozialen Kapitals“ festgestellt. Er versteht darunter „den Bestand an sozialem Vertrauen, Normen und Netzwerken, auf den sich Menschen bei der Lösung gemeinsamer Probleme beziehen können. Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements sind eine unentbehrliche Form sozialen Kapitals und je dichter diese Netzwerke sind, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass Mitglieder einer community mit wechselseitigem Gewinn zusammenarbeiten werden.“ Produktionsstätte für soziales Kapital sind für Putnam Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements..

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Effekte das Vorhandensein angemessener Formen sozialen Kapitals hat, die in unterschiedlichen Untersuchungen erhoben wurden, dann versteht man den besorgten Ton, der anklingt, wenn dessen Rückgang beschrieben wird: „Wie Untersuchungen von Indien über Indonesien bis hin zu Italien belegen, kann sich ein angemessener Bestand an Sozialkapital als Antriebskraft für die wirtschaftliche Entwicklung erweisen. Forschungsarbeiten in den USA und in Großbritannien zeigen, dass soziale Netzwerke – sowohl formelle als auch informelle – zur Verringerung der Kriminalität beitragen. Von Finnland bis Japan ergeben sich übereinstimmende Hinweise darauf, dass sich das soziale Zusammengehörigkeitsgefühl stark auf die physische Gesundheit auswirkt. (Putnam 2001, 19).

Wie begründet Robert Putnam seine Diagnose, dass in den USA das Sozialkapital abschmelzen würde? Er benennt dafür vor allem vier Ursachen:

1. Die zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen führe zu einem Rückgang ihres gemeinnützigen sozialen Engagements;
2. Die wachsende soziale Mobilität erschwere es, Wurzeln zu schlagen und sich in einer spezifischen Gemeinschaft zu verorten.
3. Veränderte Familienformen, eine zunehmende „Beziehungsmobilität“, weniger Kinder und sinkende Realeinkommen von Familien reduzierten ihre Bedeutung als Produktionsstätten tragfähiger Beziehungen.
4. Die sich ausbreitende „Erlebnisgesellschaft“

fördere die Orientierung an individualisierten Glückserlebnissen und würde den Egotrip der Menschen fördern.

Die aus diesen Beobachtungen abgeleitete Erosion des Sozialen führt aus der Sicht konservativer Zeitgenossen zu der Diagnose des abnehmenden sozialen Kapitals, der sich auch ein Repräsentant des *Instituts der deutschen Wirtschaft* anschließt: „Zu einer Unterversorgung mit Sozialkapital, das heißt zu einer Verknappung, kommt es ... dann, wenn mehr und mehr Individuen einen Lebensstil pflegen, der sich durch eine Fixierung allein auf sich selbst auszeichnet, und persönliche soziale Kontakte, soziales Zusammengehörigkeitsgefühl und soziales wie politisches Engagement in Gruppen, Vereinen, Parteien und Verbänden seltener werden sowie die Familie und die Nachbarschaftsbeziehungen als vertrauensvolle soziale Fixpunkte an Bedeutung verlieren (Atomisierung)“ (Meier 1996, 7).

Auch der vielfach registrierte Wertewandel bekommt noch einen Teil der Schuld mit aufgeladen: „Die erlebnisreiche Alleinverwirklichung scheint zu einer neuen Leitidee geworden zu sein, die einer Gesellschaft ihren sozialen Charakter nehmen und damit das Sozialkapital schwächen kann, wenn die sogenannten Pflicht- und Akzeptanzwerte den Selbstentfaltungswerten gänzlich untergeordnet werden“ (10).

Ein solche Perspektive, die auch in Deutschland so viel spontane Zustimmung findet, kann die Folgen des gesellschaftlichen Umbruchs offensichtlich nur als Verlustbilanz aufmachen. Individualisierungsprozesse werden gleichgesetzt mit Erosionsprozessen, deshalb gilt es einen weniger trauerumflorten Blick auf diese Prozesse zu richten, die ein ganz wesentlicher Motor für jene Veränderungen sind, die unseren Alltag gegenwärtig tiefgreifend verändern.

Ich setze dagegen: Gerade im Gefolge des aktuellen gesellschaftlichen Strukturwandels entstehen veränderte Motivlagen, die allenfalls dem traditionellen Ehrenamt Verluste bescheren, die aber zugleich als Quelle für neue Formen des freiwilligen Engagements begriffen werden können.

Abschließend möchte ich unsere Aufmerksamkeit noch auf ein Phänomen richten, das in den neuesten Veröffentlichungen zu unserem Thema besondere Aufmerksamkeit gefunden hat. Der schon mehrfach zitierte Robert D. Putnam (2001) hat im Auftrag der Bertelsmann

Stiftung eine Gruppe von Fachleuten aus vielen wichtigen Ländern dieser Erde zusammengetrommelt, die jeweils über die Entwicklung des sozialen Kapitals in ihrem jeweiligen Land berichten. In dem Buch „Gesellschaft und Gemein-sinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich“ werden die Ergebnisse präsentiert. Von einem generellen Rückgang bürgerschaftlichen Engagements kann in keinem der Länder die Rede sein, aber es zeigt sich eine besorgniserregende Scherenentwicklung: Ist bei ökonomisch, bildungsmäßig und im allgemeinen psychosozialen Lebensgefühl gut situierten Menschen eher eine Zunahme des Engagements zu verzeichnen, bricht es bei den Bevölkerungsgruppen, die arm sind oder verarmen, die mit mehreren Jobs ihren Lebensunterhalt gerade so sichern können und die sich demoralisiert und von der gesellschaftlichen Entwicklung „abgehängt“ sehen, deutlich ein. Wie kann es gelingen, diese Entwicklung aufzuhalten, die ja Spaltungstendenzen in unserer Gesellschaft weiter verschärft? Liegt hier nicht ein Prüfstein für eine kritische Qualitätsbeurteilung aller Fördermaßnahmen sozialen Kapitals? Ulrich Beck hat in der SZ vom 23./24. Juni 2001 seine Sorge darüber geäußert, dass die inflationäre Rede vom „bürgerschaftlichen Engagement“ wirken könnte „wie eine Petersiliengarnierung, die die politische Ratlosigkeit dekorativ verschönt.“ „Zivilgesellschaft light“ ist die Gefahr, die er sieht, nämlich die sich immer wiederholende „Mittelschichtsveranstaltung“.

Der gesellschaftliche Umbruch an unserer Jahrtausendschwelle ist radikal und vielgestaltig. Es ist ein Umbruch mit weitreichenden technologischen, ökonomischen und ökologischen Konsequenzen. Aber er zeitigt auch eine tiefgreifende zivilisatorische Umgestaltung, die sich in der Alltagskultur, in unseren Werthaltungen und in unserem Handeln notwendigerweise auswirken muss. Angesichts ökonomischer Turbulenzen können sich Menschen nicht in die „Festung Alltag“ zurückziehen - in der Hoffnung dort abzuwarten, bis sich diese Turbulenzen gelegt haben, um dann so weiterzumachen, wie man es schon immer gemacht hat. Die bisherige Debatte um die „riskanten Chancen“ des gesellschaftlichen Umbruchs wird mir zu sehr als ökonomische Standortdebatte geführt. Ich behaupte, dass eine soziale Standortdebatte von gleicher Relevanz ist. Oder lassen Sie es mich in ökonomischen Metaphern ausdrücken: Nicht nur das ökonomische Kapital, sondern ebenso das „soziale Kapital“ entscheidet über die Zukunftsfähigkeit Deutschlands. Die Debatte

10 | Diskurs

über die „Zukunft der Arbeit“, so meine These, wird ihre Zentrierung auf Erwerbsarbeit und deren Vermehrung lösen müssen und Tätigkeiten jenseits der Erwerbsarbeit - und das sind überwiegend Tätigkeiten im sozialen Bereich - als Quelle gesellschaftlicher Wertschöpfung einbeziehen müssen. Zugleich sollte sich unsere Debatte von einer engen Standortdebatte lösen und das demokratietheoretische Potential einer Gesellschaft klar machen, die auf „bürgerschaftlichem Engagement“ aufbaut (vgl. Keupp 2001).

4. Das für sich selbst sorgende und sich in die Welt einmischende Subjekt

Wie wir bisher gesehen haben, bleibt der gesellschaftliche Strukturwandel nicht auf die äußeren materiellen Bedingungen menschlicher Existenz beschränkt. Wie wir schon seit Max Weber, Erich Fromm oder Norbert Elias wissen, schafft er sich jeweils auch die Charakterformen, die er braucht und er demontiert diejenigen, die nicht mehr funktional sind. Im historischen Verlauf haben sich immer wieder neue Vorstellungen von einer adäquaten Personbildung entwickelt. Die Frage, die sich dann jeweils auf verändertem Entwicklungsniveau neu gestellt hat, ist die Frage nach eigensinnigen Souveränitätsmöglichkeiten für das Subjekt gegenüber der ohnmächtigen Unterwerfung unter die funktionalen Imperative der neuen Ordnung. Es geht also um die Alternative von Selbstbestimmung oder bloßer heteronomer Funktionalität, also jener universellen Bereitschaft, für alles „fit“ zu sein, also sich in vorgegebene Schablonen einzupassen.

Manuel Castells (2002) fragt im zweiten Band seiner Trilogie (deutscher Titel: „Die Macht der Identität“) nach den Konsequenzen der globalisierten „Netzwerk-Gesellschaft“ für die Herausbildung kollektiver Identitäten. Er sieht zunächst den zunehmenden Funktionsverlust aller Formen von „legitimierender Identität“. Das sind jene Muster, die sich an den klassischen Spielregeln nationalstaatlicher Gesellschaften ausgerichtet haben. Als eine spezifische identitätspolitische Reaktanzbildung auf die „Netzwerkgesellschaft“, in der sich lokale und Verbindlichkeit vermittelnde soziale Beziehungen verflüchtigen, sieht er weltweit das Entstehen von fundamentalismusträchtigen Formen einer „Widerstandsidentität“. Sie entstehen aus einer defensiven Identitätspolitik von Gruppen, sozialen Bewegungen oder auch einzelnen Personen, die sich gegen die vorherrschende Dominanzkultur der „realen Virtualität“ (72) in

der Gestalt von konstruierten kollektiven Wir-Figurationen wehren, die auf lokale, kulturelle oder religiöse Eindeutigkeiten und Grenzbeziehungen bestehen. Ihr Grundprinzip formuliert Castells als „den Ausschluss der Ausschließenden durch die Ausgeschlossenen“ (11). Von diesen Reaktanzformen kollektiver Identität unterscheidet Castells das Muster der „Projektidentität“. Ihr Entstehungsprozess läuft in aller Regel über irgendeine Form von widerständiger Identität, aber sie bleibt nicht in der Verteidigung partikularistischer eingespielter Lebensformen stehen, sondern entwirft Vorstellungen neuer selbstbestimmter Identitätsfigurationen in einer zivilgesellschaftlichen Perspektive, die in ihrem Anspruch universalistisch ausgerichtet ist. Projekt-Identitäten bilden sich in sozialen Bewegungen (z.B. Frauen- oder ökologische Bewegungen, Agenda 21 oder die neuen Initiativen von Globalisierungskritikern) heraus.

Damit wäre ich bei der Idee der Zivilgesellschaft angekommen, die ja gegenwärtig immer wieder strapaziert wird. In seinem ZEIT - Artikel „Loblied auf die Zivilgesellschaft“ zeigt Alain Touraine (1999), dass ein richtig verstandenes Konzept von Zivilgesellschaft eine hohe Relevanz für die Subjekte haben kann. Er stellt sich die Frage, die mich auch schon in meinen bisherigen Überlegungen beschäftigt hat, wie Subjekte sich heute selbstbestimmt definieren sollen: „Wie aber kann es in dieser Situation gelingen, die Einheit der Vernunft und die Integration der Welt mit der Verschiedenartigkeit der Kulturen zu versöhnen? Auf ein transzendentes Prinzip können wir jedenfalls nicht mehr zurückgreifen. Nur dem Einzelnen kann eine solche Neugestaltung gelingen. Er muss der Zersplitterung seiner Persönlichkeit ebenso widerstehen wie der Fragmentierung der Gesellschaft; er muss seinem Leben einen Sinn geben, ein life narrative, um sich so einen Lebensentwurf zu schaffen, in dem er sich als Subjekt seiner eigenen Erfahrungen erkennt.“ Genau darin sieht er die Aufgabe einer demokratischen Zivilgesellschaft. Sie soll „das Recht des Einzelnen institutionell garantieren, sich als Subjekt, mit einer eigenen Lebenserzählung, zu begründen und anerkannt zu werden.“ Diese zivilgesellschaftliche Idee „orientiert am Subjekt und seiner Lebenserfahrung, wendet sich grundsätzlich ‚nach unten‘“. Hier wäre auch wieder der Anschluss an die Ottawa-Charta zu finden, die genau diesen Gedanken ins Zentrum rückt. Zur Erinnerung:

„Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen“.

Um diesen Kerngedanken geht es auch bei der Debatte um das „bürgerschaftliche Engagement“. Helmut Klages definiert als dessen innersten Motor das „Grundbedürfnis“ von Menschen, „Subjekt des eigenen Handelns“ zu sein. Dieser Motor bekommt seine Energie aus einem Wertewandel, der natürlich auch auf den gesellschaftlichen Umbruch zu einem globalisierten Kapitalismus reagiert, aber offensichtlich nicht einfach als konditionierter Reflex auf die Bedingungen einer veränderten Ökonomie gedeutet werden kann. In diesem Wertewandel zeichnet sich ein Subjekt ab, das sein Leben in die eigene Regie nehmen will, das sich gegenüber Autoritäten skeptisch erweist und das sich immer mehr von institutionellen Mustern herkömmlicher Integrationsmächte wie Politik, Gewerkschaften oder Kirchen löst. Engagementbereitschaft folgt dann auch weniger aus traditionellen Verpflichtungen gegenüber dem Gemeinwohl, sondern aus dem Wunsch, die eigene Lebenswelt zu gestalten und die darin eingebettete Identität selbst zu konstruieren.

Ich behaupte nicht, dass das bürgerschaftliche Engagement, das etwa in Deutschland bei einer Größenordnung von 30-40% geschätzt wird (vgl. Keupp 2000), identisch sei mit dem, was Castells die „Projekt-Identität“ genannt hat oder was Touraine als gelungenes „life narrative“ sieht. Aber es ist auf dem Weg dorthin ein unverzichtbarer Rohstoff. Er ist deshalb so wertvoll, weil er neben seiner individuellen Motivbasis von Anfang an ein komunitäres Element enthält. Konrad Hummel definiert bürgerschaftliches Engagement als „ganzheitliches Handeln oder auch die Handlungsbereitschaft von Bürgern im Eigeninteresse mit anderen gemeinsam zugunsten aller gemeinsam“ (1997, 43).

Wenn es gelingt, die vorwärtstreibende Kraft dieser Diskurse zu nutzen, dann könnte sich das Anregungspotential einer zivilgesellschaftlichen Perspektive für zukunftsfähige Konzepte entfalten. Aber es bleibt noch ein wichtiger

Baustein, den Touraine in seinem „Loblied auf die Zivilgesellschaft“ angesprochen hat. Es heißt bei ihm: „Nur dem Einzelnen kann eine solche Neugestaltung gelingen“ oder in der Ottawa-Charta ist davon die Rede, dass der Einzelne in die Lage versetzt werden soll, für sich und andere zu „sorgen“. „Politik der Lebensführung“ heißt diese Aufgabe bei Anthony Giddens (1997) und Michel Foucault spricht von „Selbstsorge“ und entwickelt daraus die Idee der „Lebenskunst“ oder der „Ästhetik der Existenz“. Mit dem, was ich hier von Foucault gelernt habe, möchte ich meine Vision beenden.

Literatur

- ANTONOVSKY A. (1987). Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well. San Francisco: Jossey-Bass.
- BARZ, H., KAMPIK, W., SINGER, T. & TEUBER, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- BAUMAN, Z. (1999). In search of politics. Stanford: Stanford California Press.
- (2000). Liquid modernity. Cambridge: Polity Press 2000.
- CASTELLS, M. (1991). Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen. In: M.WENTZ (Hrsg.): Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt: Campus, S. 137 - 147.
- (1996). The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.
- (1997). The power of identity. Vol. II von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.
- (1998). End of millenium. Vol. III von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.
- COLEMAN, J.S. (!)&. Der Verlust sozialen Kapitals und seine Auswirkungen auf die Schule. In: A.LESCHINSKY (Hrsg.): Die Institutionalisierung von Lehren und Lernen. 34. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Weinheim: Beltz 1996, S. 99 - 106.
- GIDDENS, A. (1997). Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie. Frankfurt: Suhrkamp.
- HABERMAS, J. (1998). Die postnationale Konstellation. Frankfurt: Suhrkamp.
- HUMMEL, K. (1997). Projekte zwischen Eigennutz und Gemeinnutz - lernen für die Bürgergesellschaft. In: Arbeitsgruppe Bürgerschaftliches Engagement für München: Selbstverlag, S. 43 - 54.
- KEUPP, H. (2000). Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement Heranwachsender. München: SOS-Kinderdorf.
- KLAGES, H. (2000). Engagement und Engagementpotential in Deutschland. Erkenntnisse der empirischen Forschung. In: U.BECK (Hrsg.): Die Zukunft von Arbeit und Demokratie. Frankfurt: Suhrkamp, S. 151 - 170.
- MEIER, B. (1996). Sozialkapital in Deutschland - eine empirische Skizze. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Köln: Institut der deutschen Wirtschaft.
- PUTNAM, R.D. (1995). Bowling alone: America's declining social capital. In: Journal of Democracy, 6, 1995 (deutsch in: Demokratie in Amerika am Ende des 20. Jahrhunderts. In: F.W.GRAF, A.PLATTHAUS & S.SCHLEISSING (Hrsg.): Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft. Stuttgart: Kohlhammer 1999, S. 21 - 69.).
- (Hg.) (2001). Gesellschaft und Gemeinnutz. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- (2000). Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York: Simon & Schuster.
- PUTNAM, R.D. & GROSS, K.A. (2001). Einleitung. In: R.D.PUTNAM (Hg.): Gesellschaft und Gemeinnutz. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 15 - 43.
- SAGAN, L.A. (1992). Die Gesundheit der Nationen. Die eigentlichen Ursachen von Gesundheit und Krankheit im Weltvergleich. Reinbek: Rowohlt.
- TOURAINÉ, A. (1999). Loblied der Zivilgesellschaft. DIE ZEIT Nr. 49, 1999.
- TROJAN, A. & STUMM, B. (Eds.) (1992). Gesundheit fördern statt zu kontrollieren. Frankfurt: Fischer.
- WILKINSON, R.G. (2001). Kranke Gesellschaften. Soziales Gleichgewicht und Gesundheit. Wien/ New York: Springer.

Prof Dr. Heiner Keupp, Jahrgang 1943, Studium der Psychologie und Soziologie, seit 1978 Professor für Sozial- und Gemeindepsychologie an der Universität München. Arbeitsinteressen: Soziale Netzwerke, gemeindenaher Versorgung, Gesundheitsförderung, Jugendforschung, individuelle und kollektive Identitäten in der reflexiven Moderne und bürgerliches Engagement. Anschrift: Ludwig-Maximilians-Universität München Dept. Psychologie Leopoldstr. 13 80802 München

NACHRUF

Wir trauern um Ulrich Wolf, den Ärztlichen Leiter des Gestaltklinikums (Abteilung Psychotherapie und Psychosomatik) der Hardtwaldklinik I in Bad Zwesten, der am 21. Februar 2003 nach langer Krankheit verstorben ist. Wir verlieren mit ihm eine herausragende Persönlichkeit, einen Verfechter der Gestalttherapie, der sich mit ganzer Kraft für die Anerkennung der Gestalttherapie als Regelverfahren eingesetzt hat und der stets offen war für neue Impulse. Ulrich Wolf war einer der ersten, der den aus Amerika kommenden Anstößen zur Traumatherapie gefolgt ist und diese in die klinische Gestalttherapie als Integrative Traumatherapie integriert hat. Er war auch einer der ersten hierzulande, der die Bedeutung des Prozess - Erfahrungsansatzes von L. Greenberg als wissenschaftlichen Ansatz erkannte und sich aktiv für die Verbreitung dieses Ansatzes in Deutschland eingesetzt hat.

Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Birgit Landgrebe im Namen des Gestaltklinikums,
Abteilung Psychotherapie und Psychosomatik
der Hardtwaldklinik I – Dependence, Bad Zwesten